



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Deutsche Romane und Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann man aber in solchen Fragen den Unterschied zwischen Papisten und Protestanten erkennen. „Sene greifen in ihrer Wundersucht nach leeren Schatten, und je weniger bei ihnen wirkliche Wunder geschehen, desto eifriger erfinden sie welche. Diese dagegen sind bedenklich gegenüber allem, was ihnen als wunderbar entgegentritt. Obgleich die protestantische Religion, weil fest und sicher auf der Heiligen Schrift gegründet, zur Bekräftigung ihrer Wahrheit keine Wunder nötig hat, mag man doch die Wunderkraft der Heilung als eine von Gott frei gewährte Zugabe (overplus) dankbar hinnehmen.“

Dem Franzosen Laurentius wirft Fuller vor, sein Urteil sei durch seine Stellung als königlicher Leibarzt in eine schiefe Richtung gelenkt worden. Die Schmeichelei sei eine so ansteckende Krankheit, daß zuweilen sogar die besten Doktoren der Medizin davon befallen würden. Er spreche den englischen Fürsten die Heilung des „Übels“ überhaupt ab und wolle sie mit dem Zugeständnis abfinden, daß die von Gottfried Plantagenet abstammenden Könige aus dem Hause Anjou die fallende Sucht durch geweihte Amulette geheilt hätten, was doch längst außer Übung gekommen sei. Er selber stellt sich auf den Standpunkt des Dr. Tooker, will also die Gabe der französischen Könige nicht bestreiten, doch seien die englischen viel länger in deren Besitz.

Fullers Zweideutigkeit zeigt sich auch in einer Anekdote, mit der er seinen Exkurs schließt. Kurz vor dem Beginne des Bürgerkriegs wurde ein Geistlicher angeklagt und wäre bald in Ungelegenheiten gekommen wegen einer Stelle in einer Predigt, daß die Bedrückung das eigentliche Königsübel sei (that oppression was the king's evil); aber zur Verantwortung gezogen, deutete er seine eignen Worte dahin, daß die Bedrückung nicht ein vom König verschuldetes Übel, sondern eins sei, das nur er allein in diesem Lande heilen könne.

(Schluß folgt)



Deutsche Romane und Novellen



it augenfälliger Deutlichkeit heben sich die Österreicher von der allgemeinen deutschen Nationalliteratur ab. Mögen sie unter sich wieder so verschieden sein wie nur möglich — sie haben doch alle etwas Gemeinsames, das sie stärker verbindet als die Kinder irgend einer andern deutschen Landschaft. Vielleicht liegt es wirklich daran, daß jedem Österreicher nach einem hübschen Worte Hermann Bahrs noch der Spanier im Blute steckt. Vielleicht ist auch die hier besonders enge Verührung mit den Slaven und Magyaren an dieser Besonderheit schuld. Bei manchen deutschen Kritikern ist es leider Mode geworden, diesen österreichischen Einschlag zu schelten — sehr mit Unrecht. Denn ihn missen wollen, hieße auf einen Teil des Farbenreichtums verzichten, der gerade den Stolz der deutschen Kunst ausmacht.

Ein Österreicher war auch der jüngst verstorbne Karl Emil Franzos. Er

gehörte zu der Gruppe kräftig gestaltender Erzähler, der auch Frau von Ebner-Eschenbach, Anzengruber, Kürnberger und Kompert, jeder in seiner Art, zuzuzählen sind. Und wie Kompert ein böhmisch-jüdischer, wurde Franzos ein galizisch-jüdischer Heimatkünstler. Seine Kunst war ehrlich und verleugnete nie den starken didaktischen und pädagogischen Zweck, den er mit seinem Schaffen verband. So konnte ihm denn auch ein Roman so großen Stils gelingen, wie „Ein Kampf ums Recht“ — trotz manchen Längen ein sehr hoch anzuschlagendes Werk. Und es soll Franzos unvergessen sein, daß er schon in einer Zeit für Bismarck stritt, als dieser Mann jenseits der habsburgischen Grenze verhaßt und verachtet war.

Ganz anders als die Dichter der ältern Generation Österreichs sehen die jüngern aus. Auch sie haben neben dem allgemein Österreichischen noch etwas Besonderes, das sie verbindet — eine träumerische Weichheit und dabei ein gewisses Haschen nach „Impressionen“, nach Eindrücken, die dann oft so unbestimmt und ungreifbar wiedergegeben werden, wie etwa auf den Bildern des Wiener Malers Klimt. Die „Novellen des Lyrikers“ von Hugo Salus (Berlin, Egon Fleischel und Co.) sind dafür recht bezeichnend. Der begabte und liebenswerte, an Heyse und Falke geschulte Lyriker möchte gern Novellen schreiben. Aber er kann es nicht. Die Stoffe verschwimmen ihm unter den Händen. Über die Wiedergabe eines gut gesehenen und fein nachempfundenen Eindrucks kommt Salus nicht hinaus. Er begleitet seinen Oheim, einen Landarzt, ans Sterbebett eines Bauers. Und nun sieht er im hereinsfallenden Mondlicht die Hände des Arztes neben denen des Geistlichen sich um die starren Hände des Kranken bewegen, der sich allen Bemühungen des Seelsorgers und des Mediziners schnell genug entzieht. Wie gesagt: ein mit Liebe geschautes Bild, nicht mehr. Dann erhält der kleine Band ein Märchen: Wo kommen die Kinder her? Zart und innig erzählt der Dichter, wie er seinen Kindern Empfängnis und Geburt darstellen würde — ohne den Storch und doch ohne einen unreinen Ton. — Damit ist aber erschöpft, was Salus bietet. Denn alles andre sind mühsam abgerungne Skizzen, dürftige Stimmungsmalerei oder („Der Handschuh“) dürftig ausgeführte und darum unglaubliche Seelenbilder. Man kann „Novellen des Lyrikers“ schreiben, auch wenn man sie nicht so nennt (Theodor Storm hat es gekonnt) — Salus aber kann es nicht.

Von Storm zu seinem Freunde und Bewunderer Heyse ist nur ein Schritt. Von Salus zu Heyse sind es deren mehr. Denn Heyse versteht sich freilich besser aufs Novellenschreiben. Wieviel Bände hat er in seinem erstaunlich umfassenden Lebenswerk aneinander gereiht! Und wenn nicht alle diese Geschichten so meisterhaft sind wie die von den „Unvergessbaren Worten“ und die von der „Himmlichen und irdischen Liebe“ und die Terzinennovelle „Der Salamander“ — etwas ist in jeder dieser vielen, vielen Erzählungen, das bleibt und uns nicht losläßt. Und wenn es nichts andres wäre als dieser Stil, in dem Paul Heyse schreibt! Wie Marmor, der innerlich belebt ist, mutet er mich an, eine vollendete äußere Form, durch die man Blut und Leben fluten fühlt. — In dem bisher letzten Bande: „Moralische Unmöglich-

keiten und andre Novellen" (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf.) zeigen sich solche Vorzüge wieder aufs glänzendste, am reinsten für mich in der dritten Novelle „Zwei Witwen.“ Hier läßt der Dichter eine Frau selbst erzählen — und solche Selbsterzählungen gelingen Heyse fast immer meisterhaft —, welches Verhängnis ihre vieljährige und in vielem überaus glückliche Ehe doch nur zu einer halben Ehe machte, der die letzte Hingebung fehlen mußte. Das wird in rührender Keuschheit aus einem schluchzenden Herzen heraus berichtet, und es ist überaus fein, wie diese unerwartete Eröffnung eine andre, jüngere Witwe über den fassungslosen Schmerz eines früh verlorenen, vollkommeneren Glücks hinwegbringen soll und auch hinwegbringt. Das letzte freilich läßt Heyse uns nur ahnen, aber ich glaube es ihm, glaube es ihm, aufrichtig gesagt, mehr als den Schluß der Titelnovelle, ja als diese überhaupt. Denn auch die gerade in diesem Stücke des Bandes bewährte, den Faden unmerklich schürzende Kunst macht den Vorgang nicht wahrscheinlich, daß ein Verlobter die Braut, seine erste, einzige, heiße Liebe, auf die Gefahr des Verlusts preisgibt, wenn nicht ein zelotischer Geistlicher das auch dem künftigen Ehemann zum Wohnsitz unwiderruflich bestimmte Gut der Schwiegereltern verläßt. Sogar die grelle Zeichnung des Theologen als eines Tartüffes schlimmster Sorte, sogar seine Feindschaft gegen den glücklichen Nebenbuhler um die Hand der Gutstochter machen diese Zuspizung des Konflikts nicht glaublicher. Und der Schluß wird dann durch eine Nachlässigkeit des halbgebundenen Bräutigams bewirkt, der sich seine Briefe auf eine Genesungsreise nicht nachschicken läßt. Um so reiner tönen die beiden übrigen, leicht humoristisch gefärbten Erzählungen „Er selbst“ und „Ein Idealist“ aus. In beiden fällt die Bescheidenheit angenehm auf, mit der Heyse die eigne Person einführt, durchaus im Gegensatz zu einigen Stücken bei Salus. Und ein Bild aus einem märkischen Dorfe sehe ich immer noch deutlich vor mir: „Zwei Reihen unregelmäßig aufgebaute, einstöckiger Häuser, deren kleine Fenster unter tief herabhängenden Strohdächern wie niedriggestirnte Gesichter unter schwerem Haarwuchs vorsahen.“

Von allen Jüngern steht nach meinem Empfinden Georg Reicke Paul Heyse am nächsten. Zunächst im Stil. Reicke schreibt von allen jüngern Erzählern das beste Deutsch, und auch bei ihm wogt hinter der Ruhe des Ausdrucks die Lebhaftigkeit des Gefühls. Dann merkt man der umfassenden Bildung beider den Nährboden einer klassisch-philologischen, historischen Erziehung an. Und endlich haben beide ein eignes, inniges Verhältnis zur Malerei. Bei Heyse brauche ich die Belege nicht zu nennen, für Reicke verweise ich auf den Roman „Das grüne Huhn“ und die Dramen „Freilicht“ und „Morgen.“ Beide sehen übrigens auch viel mehr wie Maler als wie Dichter aus. Die Umgebung freilich, worin Georg Reickes, eines gebornen Königsbergers, Roman „Im Spinnenwinkel“ (Berlin, Schuster und Böffler) spielt, hat nichts von künstlerischem Schwung, nichts von der genialischen oder schein genialischen Unbekümmertheit um die Regelung des äußern Daseins, wie Heyses und auch Reickes Dichtungen sie manchenmal zu zeigen lieben. In der sogar in ihren Ausschweifungen philiströsen Enge einer ostpreussischen kleinen Stadt sitzt der junge Referendar Gerhart, innerlich halb noch Beamter,

mit einem regelmäßigen Lebenslauf vor sich, halb schon Schriftsteller, Künstler mit einem Ausblick in eine unsichere, nur von seinem werdenden Talent getragene Zukunft. Und hier lernt er die Menschen kennen, die unter allen andern ihm einzig innerlich zu schaffen machen: den Kreisphysikus und seine Tochter Alice. Jener ist halb ein Idealist, der gegen ihm angetanes Unrecht einen zähen Kampf führt, halb ein Egoist von starker Willens- und Anziehungskraft, der andre und auch Gerhart für seine Sache arbeiten läßt, im ganzen eine mit sich und der Menschheit längst zerfallene Natur, die sich durch das Morphium eines gewissen Cynismus und endlich durch das wirkliche Gift noch aufrecht hält. Alice ist halb Egoistin, die mit Menschen, Männern und auch mit Gerhart spielt, halb wirklich durch Feinsühligkeit und Fähigkeit zur Hingebung über ihre Umgebung hinauswächst. Und von dieser wieder gilt das alte: „Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.“ — Ich gebrauche absichtlich das Wörtchen halb so oft, weil Reicke seinen ganzen Roman auf Schopenhauers Wort von „diesem durchweg zweideutigen Leben.“ Und es ist der besondere Wert dieses schönen Romans, daß er diese Zweideutigkeit alles Lebendigen unaufdringlich durchführt. So unaufdringlich ist die Tendenz, daß der Verfasser sie nur an einer Stelle, aus Alicens Munde, einmal laut werden läßt. Nichts ist konstruiert; mit Notwendigkeit rollen die Erlebnisse, äußerlich recht einfacher Art, alles Licht nach innen werfend, vorüber. Über den Schluß, wo Gerhart, gereizt und enttäuscht, die kaum begonnene Laufbahn aufgibt, um ganz der Dichtung zu leben, läßt sich streiten. Er erscheint nicht völlig notwendig gegeben, aber er tut auch dem Ganzen keinen Abbruch, dessen Sprache mit ihrer latenten Poesie unübertrefflich ist.

Wollte man Schulbeispiele für einen Roman der festen Führung und für einen des steuerlosen Hintreibens aufstellen, so könnte man kaum etwas besseres tun, als Reickes Buche den „Schmalen Weg zum Glück“ von Paul Ernst entgegenhalten (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Ernst wollte den Roman des Försterjohnes Hans Werther schreiben und nennt diesen selbst gelegentlich seinen „Helden.“ Solange Hans auf der väterlichen Jägerei und in der kleinen Gymnasialstadt ist, geht alles gut. Die Erzählung konzentriert sich um die Entwicklung des Knaben zum Jüngling; was etwa von außen hineingezogen wird, fügt sich organisch an, als müßte es so dastehn. Aber in dem Augenblick, wo Hans Berlin erreicht, wo er studieren will, zerfließt das Werk vor dem Leser, wie es dem Dichter zerfloßen ist. Von dem Wege, den Hans Werther selbst äußerlich und innerlich geht, hören wir sehr wenig. Jede Person, die in noch so loser Beziehung in seinen Kreis tritt, zieht den Verfasser ab, und er gibt uns ihre Geschichte; ja er spinnt diese Episoden so weit aus, daß sie nicht mehr Einstreuungen in den Verlauf der eigentlichen Handlung bleiben. Sie werden selbständig, Schicksal reiht sich an Schicksal, und wenn Hans sich wieder zeigt, muß man sich fragen, wie er überhaupt noch hierher kommt. Dadurch wirkt der ganze Roman überaus unruhig. Wie wenig das beabsichtigt ist, zeigt der Stil des Buches: es ist in einem kernhaften, stark an Luther anklingenden Deutsch geschrieben. Die Durchführung dieser Form ist im ersten Buch sehr gut gelungen, weil sie da

natürlich wirkt. In den übrigen Abschnitten wirkt auch die Form nicht mehr rein, weil der Autor doch nicht naiv genug ist, Vorgänge aus dem literarischen und dem politischen Leben der letzten Jahrzehnte, aus der heutigen Gesellschaft in dieser treuherzigen Manier zu schildern. Karl Fischer, der Verfasser der Denkwürdigkeiten eines Arbeiters, schildert auch solche Dinge, wie sie bei Ernst den Arbeitern geschehen. Aber ihm ist seine Ausdrucksweise natürlich angewachsen, und sie muß um so natürlicher wirken, als Fischer immer mitten in den Verhältnissen steht, die er mit unbewußter Kunst wiedergibt. Ernst zeigt von einem ganz andern, außen liegenden Standpunkt aus eine bunte Menge verschiedener Ereignisse und Entwicklungen und kann das Komplizierte nicht immer in den gewählten Rahmen pressen. Einzelne seiner Erzählungen sind freilich von außerordentlicher Schönheit, und man fühlt, daß Ernst ein nicht gewöhnlich begabter Novellist sein muß. Aber an der Romanform ist er abgeglitten, wie der Dyrker Salus an der Novelle. „Wenn wir das Leben eines Menschen betrachten, soweit es betrachtenswert ist, also seine Bildung, so kann es uns einmal so scheinen, als stelle es eine zusammenhanglose Reihe von Zufällen dar; in andrer Geistesverfassung erblicken wir in demselben Leben ganz deutlich eine planmäßige Führung durch Gott; und wiederum mögen wir einen unbeirrbaren Trieb sehen, der diesen einzelnen durch die wirre Umwelt mit untrüglicher Sicherheit vorwärtstieß, daß er durch diese Kraft sich das eine aneignete, das andre zur Seite ließ; endlich ist sogar eine bewußte Gestaltung des Lebens durch diesen Willen des betreffenden Menschen zu finden.“ Wenn Ernst selbst mit solcher Klarheit die Möglichkeiten zeichnet, seines Helden „schmalen Weg zum Glück“ zu betrachten, dürfte man erwarten, das so angeschlagne Thema auch durchgeführt zu finden. Schade, daß es nicht geschehen ist!

Einen ganz andern Pfad als Ernst und doch auch einen ganz andern als Reicke geht Ricarda Huch in ihrem neuen Roman „Von den Königen und der Krone“ (5. Auflage, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Die Krone und das fürstliche Geschlecht ihrer Erzählung sind zuhause im ödesten Teil eines furchtbaren Gebirges, das die Küsten des Adriatischen Meeres beschattet. Die letzten Sprößlinge der längst entthronten Dynastie scheinen zunächst in einem schier unentwirrbaren Räuel buntester Ereignisse hängen zu bleiben. Aber mit der „feinsten Künstlerhand“, die Detlev von Viliencron von jedem Künstler verlangt, leitet Ricarda Huch ihre Gestalten hindurch. Was wüßt, ohne Zusammenhang, wie eine sinnlose Folge halbverständlicher Träume erscheint, wächst sich aus zu schimmerndem, starkem Leben. Freilich ist es ein Leben fern von dem Treiben und der Art alltäglicher Menschen, übergossen von einem Glanze vergangner Sage und einem Hauche verwehter Poesie. Diese Menschen leben unter den Verhältnissen der Gegenwart und tragen doch unter dem Arbeitsrock und dem Frack spinnwebne Gewänder einer fabelhaften Vorzeit. Sie sprechen solange wie ihre Umgebung, bis in der Stunde der Erregung ihre andre Art, ihr Herrscherblut durchbricht. Als die Witwe des letzten Königsenkels am Totenbette des Gatten sitzt, empfindet sie erst voll dieses Merkwürdige; da sagt sie sich „hilflos staunend,“ daß der

Tote, „wie ein hoher Verfolgter, um in der Verborgenheit zu bleiben, Verstellung geübt und den Stern auf seiner Brust versteckt hätte, und nun bei seinem Tode das schwere Geheimnis offenbar würde.“ Und wie wundervoll ist diese Frau dem Manne gegenübergestellt, sie, die keine Last des Gewesenen trägt, in deren Herzen „reingestimmte Frühlingsglocken läuten und unfehlbare Sterne leuchtend auf- und niedergehn.“ Ihr Lasko stirbt im Grunde nicht durch die wahnsinnige Hand, die ihn mordet, sondern am Leben selbst; sie wird selbst den Tod jubelnd grüßen als Eingang zu einem andern Leben, denn wie sollte so ein quellendes Dasein enden?

Das Buch von Ricarda Huch ist nicht nur ein schönes Werk, eine rein abgestimmte Dichtung schlecht hin, sondern es ist mehr, nämlich das Buch einer echten Frau. Was die Frau so sehr vor dem Manne auszeichnet, die Genialität des Aufnehmens, ist darin und dann die recht weibliche Kunst, vibrierende Stimmungen zu geben, zwischen den Dingen und den Zeilen zu lesen und lesen zu lassen. Das Ideal einer Dichterin kann ja nicht sein, so zu schaffen, daß ihr Werk wirkt wie das eines Mannes, sondern so, daß der Genießende fühlt: das kommt von einer Frau, denn das kann kein Mann so! Wie selten dieser Eindruck wachgerufen wird, zeigen so recht zwei andre Frauenbücher: „Auf roter Erde“ von Meta Schoepp (Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler) und „Narren“ von Marie zur Meege (Berlin, F. Fontane und Co.). Beide Bücher sind keineswegs schlecht, aber sie bieten schlechterdings keine Handhabe für den, der etwas mehr von den darin auftretenden Leuten und von den Verfasserinnen selbst erfahren möchte. Es sind glatt hingeschriebene Romane, dem von Frau Schoepp läßt sich ein gewisser Humor, dem der Frau von Meege ein mehr als oberflächliches Gefühl für die ostpreussische Natur nachrühmen — beiden leider auch ein wenig Langeweile.

Vielleicht darf ich nach so vielen Lebenden am Schlusse noch eines Toten gedenken. Theodor Fontane ist nun fast sechs Jahre nicht mehr unter uns. Eine auch nur annähernd vollständige Sammlung seiner Werke steht immer noch aus, ist nicht einmal angekündigt. Tüchtige Männer sind, wie ich weiß, am Werke, uns mit Fontanes Briefen und Kritiken zu beschenken. Mögen sie oder andre uns auf eine gute Gesamtausgabe des Dichters nicht mehr allzu lange warten lassen. Es wird heute in Deutschland viel zu wenig von ihm gesprochen. Und wir sollten doch dafür sorgen, daß nicht Fontanes resignierter Altersrückblick Recht behält:

Von hundert geliebt, von tausend mißacht't,
So hab ich meine Tage verbracht,

sondern sein hoffnungsfroher Spruch:

Und ob verwelken die welken Blätter,
Die frischen schlingen sich zum Kranz.

Heinrich Spiero

